



[Nachdruck verboten.]

Des Schlossherrn Vermächtniß.

Roman von Mary Cecil Hay (Martha von Howard).

21) Autorisirte Uebersetzung von Eduard von Loeven.
„Bringen Sie etwas heißes Wasser und Wein auf mein Zimmer,“ rief das junge Mädchen dem Diener zu, welcher eben über den Vorplatz ging, und zog dann die seltzam erregte Frau mit sich.

„Fräulein Egerton, geben Sie mir, bitte, irgend eine Arbeit, damit ich zu Hause eine Entschuldigang für mein Herkommen habe.“

Doris, die Annas Gedanken sofort errieth, suchte rasch eine Näherer herbei und besprach dieselbe mit ihr, während der Bediente das Gewünschte auftrug.

„Ich habe ein großes Anliegen an Sie, Fräulein,“ begann Anna, als sie dann wieder allein waren, „das Sie mir nicht abschlagen werden. Sie dürfen mich aber um keinen Preis verrathen, wollen Sie mir das fest versprechen?“

„Gewiß.“

„So warnen Sie Herrn von Montton,“ ihre Stimme sank zu einem leisen Flüstern herab, „er muß die morgende Nacht bei den Green Pits Wache halten! Wollen Sie ihm das sagen?“

„Ja?“ Das Wort aus Doris Munde klang fast wie ein Aufschrei.

„O, Fräulein Egerton, Sie schlagen es mir doch nicht ab? Es ist feinetwegen, und wenn Sie es nicht thun, so ist er verloren!“

„Ich werde es thun, Anna,“ versicherte sie sanft, „und ihm allein, ohne Ihren Namen zu nennen, diese Warnung zukommen lassen. Ich habe es Ihnen versprochen und werde mein Wort halten.“

20. Kapitel.

Es war noch sehr früh am folgenden Morgen, als Oberst Egerton seinen beabsichtigten Besuch auf dem Birkenhofe machte, und jetzt standen die beiden Herren an der kleinen Gartenpforte, wohin Scot seinen Besuch zurückbegleitet hatte.

„Ich wünschte, Sie kämen mit nach meinem Hause,“ wiederholte der Oberst noch einmal, „meine Tochter hat Ihnen noch gar nicht ordentlich gedankt — wir wollen Sie auch nicht zu lange festhalten.“

Scot lehnte jedoch die Einladung entschieden ab, er konnte ja nicht ahnen, daß Doris ihm etwas Wichtiges zu sagen hatte. Diese sah bestürzt den Vater allein den Lärchengang heraufkommen, obwohl sie im Grunde genommen kein anderes Resultat erwartete.

„Nein, mein Herzchen, er wollte durchaus nicht mitkommen,“ entgegnete der Oberst auf seiner Tochter fragenden Blick. „Ich wollte, er käme öfter zu uns, wie früher, als ich das erste Mal hier wohnte, von Kingswood aus. Er sollte sich nicht so isoliren, wenn es ihm auch auf seiner kleinen Farm schlecht geht.“

„Ist er denn wirklich ganz arm jetzt,“ fragte Doris.

„Allerdings, mein Kind, er hat mit großen Sorgen um das tägliche Brod zu kämpfen! Dir, bei Deiner romantisch angelegten Natur, verschlägt das natürlich nichts.“

„Nein.“

„Dachte ich es doch — jetzt wirst Du nicht mehr leugnen, Koufina,“ wandte er sich lächelnd an Fräulein Bradford, „daß sie kein Fünkchen von dem praktischen Verstande ihres Vaters geerbt hat. Du und Kenneth, Ihr habt es zu verantworten, daß meine Tochter so überspannt geworden; man erkennt ganz Deine eigene Ideen wieder.“

„Das läßt sich nun einmal nicht mehr ändern,“ erwiderte die Angeredete vergnügt.

„Nun, ich denke,“ fuhr der Oberst heiter fort, „wir verfallen über Herrn von Monttons Lage nicht in Sentimentalität, zumal sie eine freiwillige und thörichte ist.“

„Jetzt wirst Du hart, Papa.“ So leichthin Doris diese Worte auch sprach, lag es auf ihrem Herzen diesen Morgen doch zentnerschwer. Hatte sie nicht während der ganzen, schlaflos verbrachten Nacht ihre Hoffnung darauf gesetzt, daß ihr Vater Scot mitbrächte, damit sie ihn in ihrem eigenen Hause allein sprechen und ihn warnen könne? Dieser Plan war ihr nun vereitelt, und welche Gelegenheit sollte sie jetzt finden, ihre Warnung anzubringen?

Sowohl dieses erste Geheimniß, welches ihr junges Herz bewegte, als auch die wirkliche Beforgniß um Herrn v. Montton prägten ihrem ganzen Wesen solch einen Stempel auf, daß der Tante Blitze dem jungen Mädchen oft besorgt folgten.

„Was hast Du nur, Liebling? Erwartest Du Jemand, daß Du immer aus dem Fenster schaust und Dich nicht ernstlich beschäftigst, oder befindest Du Dich nicht gut?“

„Das Kind muß Kenneth erwarten,“ dachte sie endlich etwas beruhigter, da sie weder auf diese, noch auf ähnliche Fragen eine genügende Antwort erhielt.

Obgleich Doris von Minute zu Minute beklommener wurde, schienen ihr doch die Vormittagsstunden auf Windesflügeln dahin zu eilen, und als nun auch vom Nachmittage ein beträchtlicher Theil verstrichen war, ohne daß ihr ein anderer Ausweg eingefallen, mußte sie sich wohl oder übel entschließen, Scot auf seinem eigenen Besitztum aufzusuchen.

Oberst Egerton fuhr nach Minton, und ihre Tante wollte bis Comely-Place mitfahren, um Margarethe Chamberlain einen Besuch abzustatten, und dann zu Fuß wieder zurückkehren.

„Du kommst doch mit, Doris?“ fragte ihr Vater.

„Nein, Papa.“

„Du hast wohl Kopfweh,“ weil Margarethe Chamberlain mit im Spiele ist?“

„Ich möchte lieber einen Spaziergang in der Nähe machen und Tante Johanne dann entgegengehen.“

Das junge Mädchen wartete, bis der Wagen abgefahren war, dann eilte sie den Lärchengang hinunter, eifrig nach allen Seiten umherpähend, ob sie die ersehnte Gestalt nicht irgendwo:

erblicken könne; in derselben Hoffnung verweilte sie auch länger an dem Ufer des Flusses und suchte nach Farnkräutern — vielleicht, daß Scot sie hier bemerkte. Nirgends war indeß eine Spur von ihm zu sehen, was sie plötzlich auf den angstvollen Gedanken brachte, er sei am Ende gar nicht zu Hause.

Es war bereits ziemlich dunkel, als Doris sich in dem Wohnzimmer des Birkenhofes befand, in welches das Mädchen sie geführt hatte, während Fräulein von Windisch hereinstürzte und sich entschuldigte, daß es hier nicht behaglich warm sei.

„Ich habe mit meinem Federvieh zu schaffen gehabt — und eben erst in dem Empfangszimmer heizen lassen, um meinem Neffen an seinem Geburtstage eine Freude zu machen.“

„Heute ist Herrn von Monktons Geburtstag?“ fragte Doris, traurig, daß sie ihm dazu keine Freudenbotschaft bringen konnte.

„Ja,“ lautete die Entgegnung der kleinen Dame, „in Kingswood ward dieser Tag immer höchst feilich begangen; das Empfangszimmer habe ich geheizt, weiter konnte ich ihm keine Freude bereiten. Ach, welch ein herrlicher Strauß Farnkräuter, der bringt wenigstens Glück; Farnkräuter über der Thür bringen Glück, das wissen Sie doch?“

„Nein,“ versetzte das junge Mädchen. Heute konnte ihr auch der Aberglaube der kleinen Dame kein Lächeln abgewinnen. „Aber dann freut es mich, daß ich ihn gepflückt habe.“

„Wie sollen wir ihn aber befestigen?“ fragte die Andere. „Unsere beiden dienstbaren Geister sind ebenfalls nicht größer als ich.“

„Lassen Sie es mich versuchen,“ rief Doris, „ich kann mich auf einen Stuhl stellen.“

Das junge Mädchen mühte sich eben auf ihrem erhöhten Standpunkte ab, den Strauß über der Thür zu befestigen, ohne daß sie bis dahin gewagt, die Frage, welche ihr hauptsächlich am Herzen lag, zu stellen, als der junge Hausherr selbst darauf zu kam, der sich, während Doris langsam von ihrem Stuhle herabstieg und ihm die Hand reichte, nicht wenig wunderte, daß diese Anstrengung ihre Wangen so bleich gemacht hatte.

Doris gratulirte ihm herzlich zu seinem Geburtstage und bald befand sich die kleine Gesellschaft in belebter Stimmung. Blöcklich ward sie jedoch durch ein Geräusch wieder an den Zweck ihres Kommens erinnert; es kam von dem Farnkraute, das in diesem Augenblicke von seiner Höhe herab gerade auf Scots Schulter fiel.

„Ist das ein böses Omen, Tante Michal,“ fragte er lachend, indem er den Strauß aufhob, um ihn wieder an seinen altem Platz aufzuhängen, „oder kommt es von meinem Zweifel an dem Zaubermittel?“

„Bitte, Herr von Monkton, lassen Sie es mich thun,“ mischte sich Doris ein, ihre Hand auf seinen Arm legend, „wenn Sie nicht gerade darauf zu gekommen wären, hätte ich ihn besser befestigt. „Nun,“ fuhr sie fort, nachdem er ihr beim Herabsteigen behilflich gewesen war, „müssen Sie aber als Gegen dienst anderes Farnkraut holen, ich sah einen besonders schönen Busch neben der Brücke, welchen ich nicht erreichen konnte.“

„Sie wollen ihn doch nicht auch über Ihre Thür nageln?“ fragte er lustig, als sie den Garten zusammen hinuntergingen, während Fräulein von Windisch sich freute, daß sie der launischen Dame Fortuna die Wege gebahnt und nun von neuem ihr Augenmerk auf das Einheizen richten konnte.

Scots Begleiterin gab ihm keine Antwort, auch ward kein weiteres Wort zwischen ihnen gewechselt, bis sie am Flusse angelangt waren und Scot ihr das gewünschte Farnkraut überreicht hatte.

„Ich habe Ihnen etwas sehr Ernstes und Wichtiges zu sagen,“ brachte sie endlich mühsam hervor.

So dunkel es auch bereits war, so entging dem jungen Mädchen trotzdem sein äußerst erstaunter Blick nicht — nur be-

griff sie den wahren Kampf nicht, der unter dieser ruhigen Außenseite tobte.

„Sie werden verwundert sein über die Bitte, welche ich Ihnen vortragen muß, weil ich das „Warum“ Ihnen nicht erklären kann; in der Erinnerung jedoch an Ihre Güte von gestern habe ich den Muth und die Hoffnung, daß Sie mir meine Bitte erfüllen werden.“

Anstatt es ihm zu erleichtern, wie sie geglaubt, machte sie durch diese eigenthümliche Vorrede vielmehr sein Herz noch beklommener.

„Was es auch sei,“ sagte er äußerlich ruhig, aber schmerz lich bewegt, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“

„Haben Sie Dank, ich mußte es. Sie haben es mir nun versprochen und werden Ihr Versprechen halten!“ rief sie freudig erregt.

„Gewiß.“

„Wollen Sie dann diesen Abend bei den Green Bits Wache halten?“

Es war kein Wunder, daß Scot bei dieser unerwarteten Wendung laut auflachen mußte und doch, welche Erleichterung hatte sie ihm gewährt, daß ihre Bitte ihn allein betraf!

„Lachen Sie nicht, Herr von Monkton, es ist kein Scherz, sonst sind Sie nicht darauf vorbereitet.“

„Das bin ich jetzt, sagen Sie mir nun aber mehr.“

„Sie müssen diese Nacht mit mehreren Männern bei den Green Bits wachen. Mehr kann ich Ihnen nicht mittheilen, da ich es selbst nicht weiß.“

„Man hat Sie unnöthig erschreckt,“ sagte Scot kaltblütig „glauben Sie mir, es ist kein wahres Wort an der Sache. Natürlich geht es von Wakeley oder Sourdet aus. Was sollten die aber bei Nacht hier wollen?“

„O, Herr von Monkton,“ rief das junge Mädchen, das durch seine Worte in die alte Angst zurückversetzt war, „in meinem ganzen Leben ist mir noch nicht so ernst zu Muth gewesen, wie auch der Person, von der ich dies gehört und die mir Schweigen auferlegt hat.“

„Ihnen Schweigen auferlegt hat,“ wiederholte er gedankenvoll.

„Ja, und das macht es mir gerade so schwer, Sie von der Dringlichkeit zu überzeugen.“

„Nun begreife ich. Sie würden sich unter keinen Umständen zu einem Geheimniß und zu diesem Wege verstanden haben, wenn Sie der Person nicht damit einen großen Gefallen thäten, und das kann Niemand anders als Anna Wakeley sein. Beruhigen Sie sich, der Fluß kann meine Worte nicht wiederholen, oder ihrem Manne und dessen verrätherischem Freunde zutragen! Aber es war grausam von der Frau, Sie um einen Nachbar so in Angst zu setzen.“

„Sie that es aber gewiß in bester Absicht.“

„Wie soll ich Ihnen danken, Fräulein Egerton? Aber nun lassen Sie mich Sie nach Hause zurückbegleiten, ich fürchte, wir bekommen Regen.“

Scot war in seinen Worten, wie in seinem Wesen die Ruhe selbst, und als sie nun neben ihm den Lärchengang hinaufschritt, konnte Doris sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ihre Besorgniß übertrieben gewesen, und er gewiß durch seinen eigenen Muth, jeder Bosheit und Hinterlist gewachsen sei. Als sie sich jedoch schließlich trennten, kehrte die alte Furcht zurück, und sie sagte, ihn bittend ansehend: „Sie gehen doch gewiß nicht allein?“ Sie haben es mir versprochen, würde nicht die Polizei —“

„Tapfere Burschen; ich hoffe, wir werden ohne dieselben gewiß fertig werden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Bowlenstudie.

Von Dr. Georg Dunder.

Nicht überall, wo Rebengärten sich befinden, hat die Natur den Trank des Bacchus in einer so vorzüglichen Qualität gedehnt lassen, daß es in allen Fällen ein Genuß ist, ihn rein und unvermischelt zu trinken. Es liegt ein schwacher Trost darin, wenn ein Reisender, den ein Zufall nach der märkischen Stadt Grossen, einem der nördlichsten Punkte des Weinbaues, verschlagen hat und dieser sich bei seinem Wirth über den empörenden Scurius, den er vorgelegt erhält, beschwert, von seinem achselzuckenden Gastgeber die pitirte Antwort erhält: „Ja! Grüneberger ist es freilich nicht,“ und auch am Rhein gebeißt selbst in den berühmtesten Bergen in schlechten Jahren ein keineswegs langesmüdiges Getränk, welches, entsprechend seiner geringen Qualität, dann auch zu Preisen verkauft wird, die manchmal kaum ein Zehntel desjenigen von ausserlesenen Jahrgängen erreichen. Uebrigens ist der Landwein überall ein Getränk von nichtssagendem Geschmackscharakter und selbst in Ländern, wo die Sonne, die die Trauben kocht, alljährlich ihre Pflicht und Schuldigkeit thut, unterscheidet sich der nostrano vino da pasto, vin paysan und wie er dort sonst noch genannt wird, von unserem gewöhnlichen einheimischen Eigenbrödel nur durch seinen bedeutend höheren Alkoholgehalt, ohne ein besonderes Aroma zu besitzen.

Die Kunst, den Wein der Zunge und dem Geruchsorgan dadurch angenehmer zu machen, daß man ihn süßt und parfümirt, ist daher eine uralte, und jener, der zuerst aromatische Früchte und Kräuter dem Weine zusetzte, war der Erfinder der Bowle.

Freilich hat man zu allen Zeiten darin auch zu viel des Guten gethan; ebenso wie man in der Medicamentenkunde — wohl im stillen Zweifel an der Wirksamkeit des einzelnen Stoffes — noch vor nicht langer Zeit alles mögliche zusammen, in der Hoffnung, daß dadurch die Mixtur immer wirksamer werde oder daß doch wenigstens einer ihrer vielen Bestandtheile das richtige treffen werde, ebenso thut man noch heute beim Bowlenbrauen viel zu viel verschiedene Ingredienzien in den Trank, ohne eine Ahrung davon zu haben, daß man die Bowle dadurch vergrößert, statt sie zu verfeinern. Dieses Ueberleß ist nur dazu angethan, ein Getränk zu erzeugen, welches für eine an andere Reize gewöhnte Zunge vielleicht recht gut schmeckt, dem aber am nächsten Tage um so sicherer Krater und Kopfschmerz folgen. In den Landen, welche sozusagen als die hohe Schule der Bowlentunde gelten, am Rhein und an der Mosel, hat man von jeher an dem Grandbräu festgehalten, daß die Bowle um so schmackhafter und bekömmlicher sei, je einfacher ihre Zusammensetzung ist.

Der Kreislauf des Jahres spiegelt sich in den Bowlen wieder. Wenn unter den Frühlingssonnenstrahlen das erste Grün erwacht, sind auch bald die rheinischen Maiträuter auf dem Markte, die übrigens heute auch schon Gegenstand einer künstlichen Kultur sind. Im Anfang April, oft schon gegen Ende März kann daher der verwöhnte Feinschmecker seinen Maitrant haben. Die ganz jungen Kräuter sind übrigens zur Bereitung einer feinen Bowle ebenso ungeeignet, wie die fast abgeblühte Pflanze. Die Benutzung der letzteren und namentlich das stundenlange oder tagelange Belassen der Kräuter im Wein ist vom Standpunkte einer feinen Zunge ein Barbarismus. Der Geschmack wird zu intensiv, andere flüchtige Substanzen der Kräuter gehen gelöst in den Wein über und aus der Waldmeisterbowle wird eine Heubowle.

Wer sich den Genuß des Maitraines auch außer der Frühjahrszeit bereiten will, legt sich wohl einen Extrakt an, den er dann entsprechend verdünnt oder er benutzt eine der vielen käuflichen Essenzen. Der Extrakt weist aber alle Mängel einer Bowle auf, die zu lange auf den Kräutern gezogen hat, und es ist viel besser, sich des getrockneten Krautes zu bedienen, aus welchem man ein Getränk herstellen kann, das dem aus frischen Kräutern bereiteten kaum nachsteht. Die käuflichen Essenzen, von denen ein Kaffeelöffel für einen Liter Wein genügt, sind übrigens meistens gar nicht aus Waldmeister bereitet, sondern aus einer tropischen Bohne. Die Natur hat sich nämlich den Scherz gemacht, den aromatischen Bestandtheil des Waldmeisters, das Cumarin, noch in einer anderen Pflanze entdecken zu lassen. Dies ist die Tonkabohne, aus welcher sich, wenn sie, fein zerschnitten, dem Wein zugelegt wird, in kürzester Frist ein dem Waldmeisterwein völlig gleichkommendes Getränk bereiten läßt. Erhältlich ist diese im fernen Südamerika ge-

wachsene Bohne in jeder Apotheke, wo man sie dazu benutzt, dem Jodoform seinen widerwärtigen Geruch zu benehmen. Im übrigen dient sie zur Parfümierung der Weichselrohre, welche von Natur aus durchaus nicht den starken, vom Weisentraucher geschätzten Geruch haben, sondern fast sämmtlich künstlich mit dem genannten Riechstoff imprägnirt sind.

Kommt der Juni in das Land, so tritt an Stelle des Maitraines die Erdbeerbowle, nächst der Ananasbowle, wohl die köstlichste von allen, und zwar sind es nicht die Gartenerdbeeren, welche in riesengroßen Exemplaren gezüchtet werden, sondern die kleinen aromatischen Walderdbeeren, welche dem Weine einen herrlichen Geschmack verleihen. Frisch gepflückte Erdbeeren geben ihr Aroma nur langsam ab; wer daher mit einer Hand voll selbstgelesener Früchte auf einer Nasation seiner Tagespartie sich schnell etwas Bowle bereiten zu können hofft, wird recht enttäuscht sein. Am schnellsten bekommt man ein stark schmeckendes Getränk, wenn man die Erdbeeren zerquetscht; mit Recht erhebt aber der wirkliche Bowlenkenner Einspruch gegen diese wenig ästhetische Bereitungsweise, die ein trübes Getränk giebt, in dem allerhand Flocken herumschwimmen. Da hilft nichts anderes, als mit den Erdbeeren etwas verschwendlicher umzugehen und die Bowle 6 bis 8 Stunden vor dem Zeitpunkte anzusetzen, an dem sie getrunken werden soll.

Bevor die Erdbeersaison noch ganz zu Ende gegangen ist, reifen die ersten Pfirsiche, welche den Vortag haben, wenn sie nur genügend ausgereift sind, in kürzester Zeit eine trinkfertige Bowle zu geben. Freilich ist auch sie meistens trübe, da reife Pfirsiche fast unvermeidlich tausende von Flocken abgeben, die dann im Weine schwimmen.

Wir kommen nun zur köstlichsten aller Bowlen, nämlich der aus Ananas bereiteten. Noch bis vor wenigen Jahren waren die Ananas, die mit großer Mühe in unseren Warmhäusern gezogen wurden, so theuer, daß sie am Trinktisch des Mittelstandes ein Luxus waren, und seufzend mußte der Gastgeber, der seine obligate Winterabfütterung mit nachfolgendem Tänzchen gab, 10 bis 15 Mark locker machen, um den geladenen jungen Tanzbeischwingern den Trank zu verschaffen, welcher zu einer Abendgesellschaft mit Tanz nun einmal gehört. Konservenananas, wie sie in geschältem Zustande aus Singapore und mit Schale in Büchsen aus Florida importirt wurde, ist in keiner Weise ein Ersatz und eignet sich allenfalls als Kompot, aber nie zu Bowlenbereitung. Der Weltverkehr nun, der auf alle Verhältnisse demokratisirend einwirkt, hat auch die Ananas weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Man erhält jetzt um den Preis von 3 bis 5 Mark prächtige reife Exemplare, welche in Westindien und Florida gewachsen sind und an Feinheit des Geschmacks unseren Treibhausfrüchten in keiner Weise nachstehen. Da man mit einer Frucht von mittlerer Größe bequem 22 Rheinweinsflaschen Bowle herstellen kann, ist der Luxus in der That kein so großer mehr und auch dem Minderbemittelten zugänglich.

Mit der Bereitung der Ananasbowle geht es übrigens wie mit dem Ei des Kolumbus; denn kaum einer unter 10 Bowlenbrauern versteht das Geheimniß der besten und ökonomischen Zubereitung. Da schneidet man die Ananas in noch so feine Scheiben und läßt diese mit Zucker oder starkem Wein extrahiren und wundert sich, daß man die Bowle 6 bis 8 Stunden ziehen lassen oder sehr viel Ananas verdauen muß, um ein halbwegs aromatisches Getränk zu erhalten. Am besten geht man nun folgendermaßen zu Werk. Man schält an einer vollausgereiften Ananas die Rinde in Form von etwa einen Zentimeter dicken und thalergroßen Stücken ab; während man nun das innere Fleisch der Ananas in flachen Scheiben in den Wein schnitzelt und darin beläßt, unterwirft man die Rinde, welche das Kostbarste, den Ananasäther, in ihren Zellen aufgespeichert enthält, einer besonderen Behandlung, indem man die einzelnen Stücke derselben in einer widerstandsfähigen, eisenemallirten Zitronenpresse, wie sie in jedem Eisengeschäft zum Handgebrauch erhältlich sind, möglichst energisch auspresst und den gewonnenen Saft in einem Gefäß auffängt und der entsprechenden Menge Wein, mit der man auskommen zu können glaubt, beimengt. Nur diese Bereitungsweise gestattet eine vollkommene Ausnutzung der Frucht und wird gewiß jeden, der es einmal damit verucht, auf das höchste befriedigen. Wie viel Zucker man dazu thut, ist natürlich Geschmackssache. Die ausgepresste Schale kann als nahezu werthlos weggethan werden.

Lassen uns alle anderen Früchte und Kräuter im Stiche so thut auch eine mit grünen Pommeranzen bereitete Bowle ihre Schuldigkeit. Da übrigens diese Frucht auf norddeutschen Märkten nicht gerade häufig zu haben ist, kann man getroßt zu gewöhnlichen Apfelsine greifen, deren fein abgeschälte rothe Haut

mit Maß verwandt, eine Bowle giebt, die namentlich an der sächsischen und schlesischen Grenze von Eger bis Oberberg allsonntäglich eine Wölkerverwanderung von Reichsdeutschen in die Weinhäuser auf dem benachbarten österreichischen Gebiete lockt, wo es bei Harfennuß und „Bachdeln“ stets lustig zugeht.

Alle anderen Bowlen sind mehr oder minder Surrogate der im Vorstehenden genannten typischen Bowlengetränke. Selbst die durch Kaiser Wilhelm II. zu solcher Berühmtheit gekommene Gurtenbowle kann für gewöhnliche Zwecke trotz ihrer vorzüglichen erfrischenden Eigenschaften kaum zur Nachahmung empfohlen werden, weil ihre Bereitungsweise eine viel zu umständliche ist. Eher kann als Ersatz für Ananasbowle, mit der sie einige Ähnlichkeit hat, noch die Selleriebowle empfohlen werden, welche besonders gut gelingt, wenn man die jungen, sorgsam gepflanzten und in Scheiben geschnittenen Wurzeln mit Staubzucker überhäuft, welcher das Aroma und das Wasser der Wurzeln auslaugt und sich in wenigen Stunden in einen dicken Saft verwandelt, der direkt in beliebigen Mengen dem Weine beigemischt wird.

Was sonst noch in Europa zur Bowlenbereitung verwendet wird, kann kaum einer deutschen Zunge schmecken. Da setzt man in Spanien und Portugal geriebene Muskatnuß, Zimmt und dergleichen dem Weine zu. Der Grieche bereitet sich durch Zusatz von Fichtenharz ein äußerst herb und zusammenziehend schmeckendes Getränk, auf dessen hervorragende gesundheitliche Eigenschaften er schwört und schwarzer Dalmatiner Wein, der eine Beile in frischen Ziegenhäuten aufbewahrt ist, hat für einen deutschen Gaumen einen geradezu Brechen erregenden Geschmack, namentlich wenn zum Ueberflusse auch noch Knoblauch zugelegt worden ist. Aber „de gustibus non est disputandum“.

Allerlei.

Wilderegeschichten gehören in der Schweiz sonst zu den Seltenheiten, da in den meisten Kantonen jeder Erwachsene sich mittels einiger Franken Patengebühr das Vergnügen bereiten kann, mit dem Jagdgewehr Feld und Wald zu durchstreifen, und so kaum jemand in Verhinderung kommt, sich gegen das Gesetz zu vergehen. Um so größeres Aufsehen hat der jüngste Mordfall im Kanton Obwalden erregt, wo zwei wackerere Wildhüter, Vater und Sohn Durrer, von Wilderern erbarmungslos niedergemetzelt worden sind. Die beiden Halbkontone Obwalden und Nidwalden, die zusammen den Kanton Unterwalden ausmachen, haben im Gebiet des Melchtals ein gemeinsames Schonrevier, in dem auf eine Reihe von Jahren hinaus nicht gejagt werden darf. Diese Einrichtung ist, so wird der „Voss. Bzg.“ aus Bern geschrieben, vornehmlich zum Schutze der Gemsen getroffen, die sich hier ungestört vermehren und allenfalls in die anstehenden Jagdgründe ausbreiten sollten. Solche Schonbezirke nennt man bei uns auch Freiberge. Es scheint aber, daß Derjenige vom Melchtal in Folge ungenügender Bewachung mehr ein „Freiberger“ für Wilderer anstatt für die Gemsen war. Man erzählte sich im Volke schon lange allerlei Geschichten von unheimlichen Wildschümen mit falschen Bärten und schwarzen Larven und öfter hörte man auch den Knall des Jagdfluges aus den verbotenen Bezirken. Daß das nicht Alles Hirngespinnst war, erfuhr schon vor längerer Zeit der Wildhüter von Nidwalden, vor dessen Füßen eines Tages eine Hintenkegel ein Stück Nadeln in die Luft warf. Als Opfer seiner Pflicht ist nun in diesem Schonbezirk am letzten Sonnabend der Wildhüter Durrer sammt seinem älteren Sohne gefallen. Gleich nach Entdeckung der ruchlosen That wurden in Nidwalden zwei junge Burschen verhaftet, die man als Jagdgenossen und Wilddiebe kannte, Adolf Scheuber und Johann Waser von Wolfenschießen. Der erstere konnte auf der Meise in die Untersuchungshaft durch einen kühnen Sprung aus dem in voller Fahrt begriffenen Zug der Engalbergbahn entweichen und ist seither trotz eifriger Nachforschung nicht mehr gesehen worden. Sein Spießgeselle Waser ließ sich nun nach anfänglichem Leugnen zu einem Geständniß herbei, das wohl noch nicht die ganze Wahrheit enthält, aber über die Schuld der beiden Wildschümen kaum mehr einen Zweifel übrig läßt. Waser erzählte, Scheuber und er seien schon Freitags von Hause weg auf die verdödete Gensjagd ausgezogen. Des schlechten Wetters wegen hätten sie an diesem Tage jedoch nicht gejagt, sondern sich in einer Alpbütte vertriebt gehalten. Am anderen Morgen hätten sie zeitig den Berggrat überschritten und binnen kurzer Frist auf der Seite Obwaldens drei Gemsen erlegt. Waser habe nun das von ihm geschossene Thier, einen schweren Hock, auf die Schultern genommen und sei mit der Last den steilen Hang hinaufgesteigert gegen den Bergarat, der die Grenzlinie zwischen Nid- und Obwalden bildet. Scheuber sei inzwischen am Schutzhort mit dem Ausweiden der von ihm erlegten zwei Gemsen beschäftigt gewesen. Wie sich Waser ungefähr in der Mitte seines Weges einmal umgesehen, habe er in der Tiefe die beiden Wildhüter bemerkt, die sich seinem Gefährten näherten. Waser habe hierauf seine Schritte beschleunigt und mit großer An-

strenkung die Höhe erreicht. Wie er nun hier den Genshock niedergeworfen habe, um zu rasten, seien in der Tiefe in kurzen Zwischenräumen 7 bis 8 Schüsse gefallen und nicht lange darauf sei Scheuber leuchtend daher gekommen mit den Worten: „Wir müssen eilen, sonst kommen uns die Wildhüter noch auf Nidwaldner Boden nach!“ Diese Erzählung, die allerdings in erster Linie dazu dienen sollte, den Verhafteten zu entlasten, beweist jedenfalls soviel, daß Niemand anders als die beiden Verdächtigen, Scheuber und Waser, an jenem Tage mit den Ermordeten in Konflikt gekommen sind und mit großer Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß sie auch die Mörder sind, wenn sich der Vorgang auch wesentlich anders zustragen haben mag, als der Verhaftete in seinem ersten Verhöre angegeben hat.

Ein **Paradies für Dienstmädchen** ist, laut „Voss. Bzg.“, der kleine Ort Boden im nördlichen Schweden, Kreuzpunkt der nördlichen Stammbahn und der Lulea-Gellivareabahn, wie aus folgendem in einer Zeitung Luleas enthaltenen Inserat hervorgeht: „Ein Dienstmädchen erhält in Boden gute Stellung; hohes Lohn, eigenes Zimmer, Telephon, Damenfabrad und Pianino. Aufzug für Wasser und Holz. Offerten unter „Gute Stellung“ an Postamt Boden zu senden.“ In Leksar, gleichfalls im nördlichen Schweden, hat sich ein Dienstmädchenverein gebildet, der in seiner ersten Versammlung beschloß, daß die Dienstmädchen an Stelle der Tücher, die das weibliche Dienstrational überall in Schweden trägt, Hüte tragen soll. Also selbst in jene entlegenen Gebiete hält der „Zeitgeist“ seinen Einzug!

Vornehme Amazonen. Ein eigenartig interessanter Anblick bietet sich seit Kurzem fast täglich in der reizenden Umgegend des südfrensischen Küstenstädtchen Cannes. Bald auf diesem, bald auf jenem der zu den verschiedenen Ausflugsorten führenden Wege begegnet man einer Kavallade junger Damen, denen zwei verittene Diener in respektvoller Entfernung folgen. Keine der Reiterinnen trägt das regelrechte lange Reithabit oder den süßreien Sportrock. Ebeniowenig sieht man den bis zu den Knien reichenden Reitrock oder die Bluderhose der gleichfalls vortilings reitenden Kalifornierin. Die vornehmen Südfrensisinnen haben überhaupt ihr eigenes, ganz besonderes Reitkostüm. Es besteht aus einer glatt anliegenden Taille mit langen, breiten Frachtschößen, einer weißen Weste und nicht gerade engen, aber auch keineswegs weiten Pantalons, die bis zu der eleganten Chantilly-Chauffure hinabreichen. Einige der Damen lassen sogar das Beinkleid in den hohen Stulpen zierlicher Lackschuhe verschwinden, an deren flachen Abjagen selbst silberne Sporen nicht fehlen. Das Haar der Reiterinnen ist so hoch frisiert, daß der Chignon vollkommen von dem fofeligen Zylinderhütchen aus Seidentelb bedeckt wird. Eine weiße oder feuerrote Nelke im Knopfloch, die schlanke Reitgerte mit silbernem Knopf in der mit weißem Chamoir-Stulohandschuh bekleideten Hand, nimmt sich die moderne französische Amazone sehr smart und chic aus.

Vom Büchertisch.

— Seit Jahren war bekannt, daß noch eine große Anzahl unveröffentlichter Briefe Carl Maria von Webers in Privatbesitz ruhte, ein für die Musikgeschichte unseres Jahrhunderts außerordentlich wertvoller und wichtiger Schatz. Ihn entdeckt, gehoben und weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst von **Westermanns Illustrirten Deutschen Monatsheften** (Braunschweig, Georg Westermann), die in ihrem Oktoberhefte den ersten Theil dieses literarischen Fundes (herausgegeben von Prof. Ernst Rudoff) veröffentlichten. Die Bildnisse Webers und Sichtensteins, sowie das Facsimile eines bisher unbekanntem Kanons des Freidüglkomponisten begleiten die kostbare Gabe. Wie hier ein Altmeister der Musik zu Worte kommt, so gilt ein zweiter umfangreicher Aufsatz (von Max Osborn) einem deutschen Meister der modernen Malerei, Adolf Menzel, dessen Lebensgeschichte und künstlerische Entwicklung uns an der Hand zahlreicher, zum Theil völlig unbekannter Zeichnungen, Entwürfe, Studienblätter, Skizzen, Gemälde etc. in glanzvoller Darstellungskunst gezeigt wird. Ein weiterer Aufsatz, der seinen hervorragenden illustrativen Schmuck von mehreren Aquarellen und zahlreichen Marinezeichnungen Prof. Hans Bohrdts empfängt, behandelt die Geschichte und jüngste Entwicklung unserer deutschen Kriegsmarine. Wer ihn liest, wird keinen Augenblick in Zweifel sein, daß sich hinter den drei Anker, mit denen der Verfasser zeichnet, eine der allerberufensten Feder birgt. „Streifzüge durch Formosa“, die neue Eroberung Japans, schildert Adolf Fischer, ein Reisender, der außer den interessantesten kulturhistorischen und ethnographischen Beobachtungen, die er unterhaltend zu schildern weiß, zugleich einen reichen Schatz völlig neuer Aufnahmen von Land und Leuten heimgebracht hat. „Indische Lieder“ in formvollendeter deutscher Uebersetzung steuert ferner Adolf Wilbrandt bei; eine reichhaltige literarische Fundschau über Goethehandschriften, neue Keiseliteratur, geschichtliche Werke u. A. stammt aus Dr. Friedrich Düfels Feder. Wie immer ist der belletristische Theil des Heftes von ausgezeichneter Vornehmheit und literarischer Bedeutung; neben C. J. v. Schubins lobend vollendetem Roman aus der hohen, österreichischen Gesellschaft, „Im gewöhnlichen Geleis“ finden wir auch Paul Henjes neueste Novelle „Ein Mutterkind“ in Westermanns Monatsheften, deren Abonnement wir bei dieser Gelegenheit aufs Neue angelegentlich empfehlen (Preis vierteljährlich 3 Hefte 4 Mark).

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. — Druck und Verlag von Otto E. Heile, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.